In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 118. Posen, den 11. November 1927. Nr. 118.

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

87. Fortsetzung.

Vor Dir kann ich's wohl bekennen, daß ich an einen göttlichen Zauber glaube, der das Element der geistigen Natur ist, diesen Zauber übt Beethoven in seiner Kunst; alles, wessen er Dich darüber belehren kann, ist reine Magie, jede Stellung ist Organisation einer höheren Existenz, und so fühlt Beethoven sich auch als Begründer einer neuen sinnlichen Basis im geistigen Leben; Du wirst wohl herausverstehen, was ich sagen will und was wahr ist. Wer könnte uns diesen Geist ersetzen? Von wem könnten wir ein gleiches erwarten? Das ganze menschliche Leben geht wie ein Uhrwerk an ihm auf und nieder, er allein erzeugt frei aus sich das Ungeahnte, Unerschaffene, was sollte diesem auch der Verkehr mit der Welt, der schon vor Sonnenaufgang am heiligen Tagwerk ist und nach Sonnenuntergang kaum um sich sieht, der seines Leibes Nahrung vergißt und von dem Strom der Begeisterung im Flug an den Ufern des flachen Alltagslebens vorübergetragen wird. Er selber sagte: „Wenn ich die Augen aufschlage, so muß ich seufzen, denn was ich sehe, ist gegen meine Religion, und die Welt muß ich verachten, die nicht ahnt, daß Musik höhere Offenbarung ist als alle Weisheit und Philosophie; sie ist der Wein, der zu neuen Erzeugungen begeistert, und ich bin der Bacchus, der für die Menschen diesen herrlichen Wein keltert und sie geistestrunken macht; wenn sie dann wieder nüchtern sind, dann haben sie allerlei gefischt, was sie mit aufs Trockene bringen. Keinen Freund hab' ich, ich muß mit mir allein leben; ich weiß aber wohl, daß Gott mir näher ist wie den anderen in meiner Kunst, ich gehe ohne Furcht mit ihm um, ich hab' ihn jedesmal erkannt und verstanden, mir ist auch gar nicht bange um meine Musik, die kann kein bös' Schicksal haben; wem sie sich verständlich macht, der muß frei werden von all dem Elend, womit sich die anderen schleppen!“

Dies alles hat mir Beethoven gesagt, wie ich ihn zum erstenmal sah; mich durchdrang ein Gefühl von Ehrfurcht, wie er sich mit so freundlicher Offenheit gegen mich äußerte, da ich ihm doch ganz unbedeutend sein mußte; auch war ich verwundert, denn man hatte mir gesagt, er sei ganz menschenscheu und lasse sich mit niemand in ein Gespräch ein. Man fürchtete sich, mich zu ihm zu führen; ich mußte ihn allein aufsuchen; er hat drei Wohnungen, in denen er abwechselnd sich versteckt, eine auf dem Lande, eine in der Stadt und die dritte auf der Bastei; da fand ich ihn im dritten Stock; unangemeldet trat ich ein, er saß am Klavier. Ich nannte meinen Namen, er war sehr freundlich und fragte, ob ich ein Lied hören wollte, das er soeben komponiert habe. Dann sang er scharf und schneidend, daß die Wehmut auf den Hörer zurückwirkte. Kennst Du das Land? — „Nicht wahr, es ist schön,“ sagte er begeistert, „wunderschön! Ich will's noch einmal singen.“ Er freute sich über meinen heiteren Beifall. „Die meisten Menschen sind gerührt über etwas Gutes, das sind aber keine Künstlernaturen. Künstler sind feurig, die weinen nicht,“ sagte er. Dann sang er noch ein Lied von Dir, das er auch in diesen Tagen komponiert hatte: „Trocknet nicht, Tränen der ewigen Liebe!“

Er begleitete mich nach Hause, und unterwegs sprach er eben das viele Schöne über die Kunst. Dabei sprach er so laut und blieb auf der Straße stehen, daß Mut dazu gehörte, zuzuhören; er sprach mit großer Leidenschaft und viel zu überraschend, als daß ich nicht auch der Straße vergessen hätte; man war sehr verwundert, ihn mit mir in eine große Gesellschaft, die bei uns zum Diner war, eintreten zu sehen. Nach Tisch setzte er sich unaufgefordert ans Instrument und spielte lange und wunderbar, sein Stolz fermentierte (= vereinigte) zugleich mit seinem Genie; in solcher Aufregung erzeugt sein Geist das Unbegreifliche, und seine Finger leisten das Unmögliche. — Seitdem kommt er alle Tage, oder ich gehe zu ihm. Darüber versäume ich Gesellschaften, Galerien, Theater und sogar den Stephansturm. Beethoven sagt: „Ach, was wollen Sie da sehen! Ich werde Sie abholen, wir gehen gegen Abend durch die Allee von Schönbrunn.“ Gestern ging ich mit ihm in einen herrlichen Garten, in voller Blüte, alle Treibhäuser offen, der Duft war betäubend; Beethoven blieb in der drückenden Sommerhitze stehen und sagte: „Goethes Gedichte behaupten nicht allein durch den Inhalt, auch durch den Rhythmus eine große Gewalt über mich, ich werde gestimmt und aufgeregt zum Komponieren durch diese Sprache, die wie durch Geister zu höherer Ordnung sich aufbaut und das Geheimnis der Harmonien schon in sich trägt. Da muß ich denn von dem Brennpunkt der Begeisterung die Melodie nach allen Seiten hin ausladen, ich verfolge sie, hole sie mit Leidenschaft wieder ein, ich sehe sie dahinfliehen, in der Masse verschiedener Aufregungen verschwinden, bald erfasse ich sie mit erneuter Leidenschaft, ich kann mich nicht von ihr trennen, ich muß mit raschem Entzücken in allen Modulationen sie vervielfältigen, und im letzten Augenblick, da triumphiere ich über den ersten musikalischen Gedanken. Sehen Sie, das ist eine Sinfonie; ja, Musik ist so recht die Vermittlung des geistigen Lebens zum sinnlichen. Ich möchte mit Goethe hierüber sprechen, ob der mich verstehen würde? Melodie ist das sinnliche Leben der Poesie. Wird nicht der geistige Inhalt eines Gedichts zum sinnlichen Gefühl durch die Melodie? Empfindet man nicht in dem Lied der Mignon ihre ganze sinnliche Stimmung durch die Melodie? Und erregt diese Empfindung nicht wieder zu neuen Erzeugungen? Da will der Geist zu schrankenloser Allgemeinheit sich ausdehnen, wo alles in allem sich bildet zum Bett der Gefühle, die aus dem einfachen musikalischen Gedanken entspringen und die sonst ungeahnt verhallen würden; das ist Harmonie, das spricht sich in meinen Sinfonie aus, der Schmelz vielseitiger Formen wogt dahin in einem Bett bis zum Ziel. Da fühlte man denn wohl, daß ein Ewiges, Unendliches, nie ganz zu Umfassendes in allem Geistigen liege, und obschon ich bei meinen Werken immer die Empfindung des Gelingens habe, so fühle ich einen ewigen Hunger, was mir eben erschöpft schien mit dem letzten Pauken-

schlag, mit dem ich meinen Genuß, meine musikalische Ueberzeugung den Zuhörern einkeilte, wie ein Kind von neuem anfangen. Sprechen Sie dem Goethe von mir, sagen Sie ihm, er soll meine Sinfonien hören, da wird er mir recht geben, daß Musik der einzige unverkörperte Eingang in eine höhere Welt des Wissens ist, die wohl den Menschen umfaßt, daß er aber nicht sie zu fassen vermag. Es gehört Rhythmus des Geistes dazu, um Musik in ihrer Wesenheit zu fassen, sie gibt Ahnung, Inspiration himmlischer Wissenschaften, und was der Geist sinnlich von ihr empfindet, das ist die Verkörperung geistiger Erkenntnis. Obschon die Geister von ihr leben, wie man von der Luft lebt, so ist es noch ein anderes, sie mit dem Geiste zu begreifen; je mehr aber die Seele ihre sinnliche Nahrung aus ihr schöpft, je reifer wird der Geist zum glücklichen Einverständnis mit ihr. Aber wenige gelangen dazu, denn so wie Tausende sich um der Liebe willen vermählen und die Liebe in diesen Tausenden sich nicht einmal offenbart, obwohl sie alle das Handwerk der Liebe treiben, so treiben Tausende einen Verkehr mit der Musik und haben doch ihre Offenbarung nicht. Auch ihr liegen die hohen Zeichen des Moralsinns zugrunde wie jeder Kunst, alle echte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt. Sich selbst ihren unerforschlichen Gesetzen unterwerfen, vermöge dieser Gesetze den eigenen Geist bändigen und lenken, daß er ihre Offenbarungen ausströme, das ist das isolierende Prinzip der Kunst; von ihrer Offenbarung aufgelöst werden, das ist die Hingebung an das Göttliche, das in Ruhe seine Herrschaft an dem Rasen ungebändigter Kräfte übt und so der Phantasie die höchste Wirksamkeit verleiht. So vertritt die Kunst allemal die Gottheit, und das menschliche Verhältnis zu ihr ist die Religion; was wir durch die Kunst erwerben, das ist von Gott, göttliche Eingebung, die den menschlichen Befähigungen ein Ziel steckt, das er erreicht.

Wir wissen nicht, was uns Erkenntnis verleiht; das fest verschlossene Samenkorn bedarf des feuchten, elektrisch warmen Bodens, um zu treiben, zu denken, sich auszusprechen. Musik ist der elektrische Boden, in dem der Geist lebt, denkt, erfindet. Philosophie ist ein Niederschlag ihres elektrischen Geistes; ihre Bedürftigkeit, die alles auf ein Urprinzip gründen will, wird durch sie gehoben, und obschon der Geist dessen nicht mächtig ist, was er durch sie erzeugt, so ist er doch glückselig in dieser Erzeugung, und so ist jede echte Erzeugung der Kunst unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, und kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück und hängt nur darin mit den Menschen zusammen, daß sie Zeugnis gibt von der Vermittlung des Göttlichen in ihm.

Musik gibt dem Geist die Beziehung zur Harmonie. Ein Gedanke, abgesondert, hat doch das Gefühl der Gesamtheit der Verwandtschaft im Geist; so ist jeder Gedanke in der Musik, in innigster unteilbarster Verwandtschaft mit der Gesamtheit der Harmonie die Einheit.

Alles Elektrische regt den Geist zu musikalischer, fließender, ausströmender Erzeugung. Ich bin elektrischer Natur.

Ich muß abbrechen, sagte Beethoven zu mir mit meiner unerweislichen Weisheit, sonst möchte ich die Probe versäumen. Schreiben Sie an Goethe von mir, wenn Sie mich verstehen, aber verantworten kann ich's nicht und will mich auch gern belehren lassen von ihm."

Ich verspreche ihm, so gut ich's begreife, Dir alles zu schreiben. Er führt mich zu einer großen Musikprobe mit vollem Orchester; da saß ich im weiten, unerhellten Raum in einer Loge ganz allein; einzelne Streiflichter strahlten sich durch Ritzen und Astlöchern, in denen ein Kranz bunter Lichtfunken hin und her tanzte, wie Himmelsstrahlen mit seligen Geistern bevölkert.

Da sah ich denn diesen ungeheuren Geist sein Regiment führen. O Goethe! Kein Kaiser und kein König hat so das Bewußtsein seiner Macht, und daß alle Kraft von ihm ausgehe, wie dieser Beethoven, der eben noch im Garten nach einem Grunde suchte, wo ihm denn alles herkomme; verstünd' ich ihn so, wie ich ihn fühle, dann wüßt' ich alles. Dort stand er so fest entschlossen, seine Bewegungen, sein Gesicht drückten die Vollendung seiner Schöpfung aus: Der kam jedem Fehler, jedem Mißverstehen zuvor, kein Hauch war willkürlich, alles war durch die großartige Gegenwart seines Geistes in die besonnenste Tätigkeit versetzt. Man möchte weissagen, daß ein solcher Geist in späterer Vollendung als Weltherrscher wieder auftreten werde.

Gestern abend schrieb ich noch alles auf. Heute morgen las ich's ihm vor, er sagte: „Hab' ich das gesagt? Nun, dann hab' ich einen Raptus gehabt." Er las es noch einmal aufmerksam und strich das oben aus und schrieb zwischen die Zeilen, denn es ist ihm drum zu tun, daß Du ihn verstehst.

Erfreue mich nun mit einer baldigen Antwort, die dem Beethoven beweist, daß Du ihn würdigst. Es war ja immer unser Plan, über Musik zu sprechen, ja, ich wollte auch, aber durch Beethoven fühl' ich nun erst, daß ich der Sache nicht gewachsen bin. Bettine.

Meine Adresse ist Erdbeergasse im Birkenstockischen Hause; noch vierzehn Tage trifft mich Dein Brief."

Dieser inhaltsreiche, wenn auch nach der Art Bettinas ein wenig übertriebene Brief zeigte die hohe Verehrung, welche das geistvolle junge Wesen Beethoven widmete und bringt dessen künstlerisches Glaubensbekenntnis, das er anderen gegenüber geradezu scheu verschwieg, zugleich damit zum Ausdruck, wie sehr sich das junge Mädchen das volle Vertrauen des sonst so verschlossenen Meisters zu gewinnen wußte.

Sehr rasch antwortete Goethe auf Bettinas Schreiben.

„Dein Brief, herzlich geliebtes Kind, ist zur glücklichen Stunde an mich gelangt, Du hast Dich brav zusammengenommen, um mir eine schöne und große Natur in ihren Leistungen wie in ihrem Streben, in ihren Bedürfnissen wie in dem Ueberfluß ihrer Begabtheit darzustellen; es hat mir großes Vergnügen gemacht, das Bild eines wahrhaft genialen Geistes in mich aufzunehmen; ohne ihn klassifizieren zu wollen, gehört doch ein psychologisches Rechnungskunststück dazu, um das wahre Fazit der Uebereinstimmung da herauszuziehen; indessen fühle ich keinen Widerspruch gegen das, was sich von Deiner raschen Explosion erfassen läßt; im Gegenteil möchte ich Dir für einen inneren Zusammenhang meiner Natur mit dem, was sich aus diesen mannigfaltigen Aeußerungen erkennen läßt, einstweilen einstehen. Der gewöhnliche Menschenverstand würde vielleicht Widersprüche darin finden; was aber ein solcher vom Dämon Besessener ausspricht, davor muß ein Laie Ehrfurcht haben, und es muß gleichviel gelten, ob er aus Gefühl oder aus Erkenntnis spricht, denn hier walten die Götter und streuen Samen zu künftiger Einsicht von der nur zu wünschen ist, daß sie zu ungestörter Ausbildung gedeihen möge. Bis sie indessen allgemein werde, da müssen die Nebel vor dem menschlichen Geist sich erst teilen.

Sage Beethoven das Herzlichste von mir und daß ich gerne Opfer bringen würde, um seine persönliche Bekanntschaft zu haben, wo denn ein Austausch von Gedanken und Empfindungen gewiß den schönsten Vorteil brächte, vielleicht vermagst Du so viel über ihn, daß er sich zu einer Reise nach Karlsbad bestimmen läßt, wo ich beinahe dort jedes Jahr hinkomme und die beste Muße haben würde, von ihm zu hören und zu lernen. Ihn belehren zu wollen, wäre wohl selbst von Einsichtigeren als ich Frevel, da ihm sein Genie vorleuchtet und ihm oft wie durch einen Blitz Hellung gibt, wo wir im Dunkeln sitzen und kaum ahnen, von welcher Seite der Tag anbrechen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Der Stammvater der Kurpfuscher.

Zu seinem 200. Todestage am 11. November.

Von Dr. Viktor Poehlmann.

Ich bin der Doktor Eisenbart,
kurier' die Leut auf meine Art.
Ich mache, daß die Lahmen sehn
und daß die Blinden wieder gehn,

singt von ihm ein altbekanntes Spottlied. An Anekdoten, die von diesem großen Wundermanne erzählt wurden, ist kein Mangel; auch eine Spottmünze wurde auf ihn geprägt. Betrachtet man aber zeitgenössische Porträtstiche von diesem so viel verhöhnten, viel belachten Doktor Eisenbart, so spürt man, daß doch nicht nur marktschreierisches Gehabe diesem Manne seinen jetzt zwei Jahrhunderte überdauernden Ruhm eingetragen hat. Es liegt in diesem Gesicht die Klugheit eines gutbeobachtenden Arztes, es liegt Menschenkenntnis und Wissen darin. Wir tun ja auch unrecht, wenn wir ihn nur im geringsten unsern heutigen Kurpfuschern und Quacksalbern gleichstellen, die — ohne die jetzt erforderliche Ausbildung genossen zu haben — den Aerzten ins Handwerk pfuschen, zuweilen allerdings unstreitig von starkem natürlichen Talent erfüllt, das dann am gegebenen Ort bessere Erfolge zeitigen kann, als ein zünftiger Arzt, der zwar die Ausbildung genossen, dem aber die eigentliche „ärztliche Ader" fehlt, sie erzielen kann. Es gibt geborene und gelernte Aerzte. Dieser Unterschied läßt sich nicht wegdiskutieren. Vielleicht, nein, sogar wahrscheinlich, gehörte der Doktor Eisenbart, oder Eysenbarth, wie ihn die alten Urkunden schreiben, zu den geborenen. Unverkennbar wenigstens ist, daß sein Leben gerade durch diese seine Anlage sein Gepräge bekommt, und seinen starken Aufstieg nimmt.

Geboren wurde Johann Andreas Eisenbarth in der Nähe von Regensburg, in dem Orte Viechtach, im Jahre 1661. Man kann ihm durchaus nicht den Vorwurf machen, seinen Beruf ohne die nötigen Vorkenntnisse ergriffen zu haben; er widmete sich zwar nicht dem Studium der medizinischen Wissenschaft, ließ sich aber von einem privilegierten Okulisten zu Bamberg in die Geheimnisse der Medizin einweihen. Dann begann er seine Triumphzüge, die allerdings für unsern Geschmack einer gewissen Komik nicht entbehren. In der Stadt, in der er auftreten wollte, wurde eigens für ihn eine phantastisch herausgeputzte Bude aufgeschlagen, seine als Hanswurst verkleideten Gehilfen verteilten marktschreierische Reklamezettel unter das Volk, und wenn eine große Menschenmenge sich angesammelt hatte, trat Eisenbart selber heraus in Puderperücke, froschgrünem Frack, Spitzenjabot, Kniehosen und Degen. Kostbare Ringe schmückten die Finger. Es gab kaum eine Kur, die Eisenbart nicht zu unternehmen wagte. Besonders berühmt waren seine Augenkuren; und wenn auch das oben erwähnte Spottlied ihm alle Erfolge abzusprechen und sie ins Lächerliche zu ziehen sucht, so bekunden doch die Zeugnisse aus jener Zeit, daß er bei seinen Augenkuren häufig überraschende Erfolge erzielt hat. Einem elfjährigen Knaben, der von Geburt an blind war, hat er das Augenlicht geschenkt, einen achtzigjährigen Greis hat er wieder sehend gemacht. Er erfand eine Nadel, mit der der Star operiert werden konnte, ebenso ein Instrument zur Entfernung von Nasenwucherungen. Daß er tauben Leuten das Gehör wiedergab, ist in vielerlei Urkunden erwähnt und beglaubigt. Es erscheint darum durchaus gerechtfertigt, daß die Regierungen der verschiedenen Länder ihn mit großer Zuvorkommenheit behandelten und der Ausübung seiner Praxis durch Erteilung von Privilegien die Wege ebneten. Es gab zu seiner Zeit kaum einen zweiten, der so glückliche Operationen auf allen Gebieten ausgeführt hätte. Nachdem er auf den langen und anstrengenden Wanderfahrten viel Geld verdient hatte, ließ er sich Anfang des 18. Jahrhunderts in Magdeburg nieder, von wo er nur noch Gastreisen unternahm. Bei einer solchen überraschte ihn im Jahre 1727 in Hannoversch-Münden der Tod. Auf dem dortigen Friedhof liegt er begraben. Er hat sich viele Anfeindungen Zeit seines Lebens und nach seinem Tode gefallen lassen müssen, doch wird das alles reichlich aufgewogen worden sein durch den Dank der durch ihn von schwerem Leiden befreiten Menschen. Es tut not, das nach 200 Jahren einmal ausdrücklich festzustellen.

Elektrische mit einem Anhänger.

Von Max Geisenheyner.

An einem regnerischen Morgen stieg ich in die Elektrische. Der Wagen war sehr voll. Ich mußte dicht am Trittbrett stehen bleiben. Der kalte Regen schlug mir ins Gesicht. Da ertönte eine tiefe Baßstimme hinter mir befehlshaberisch zum Ohr des Schaffners: „Bahnhof!" Ein Trompetenstoß. Er rief die Gedanken zur Attacke. Es war etwas in dieser Stimme, das darauf hindeutete, ihr Besitzer werde weit wegfahren. Wenn man nur fünfzig Kilometer reisen will, ruft man nicht mit solchem Ausdruck in der Stimme „Bahnhof!", so ärgerlich, so ungeduldig. Bei fünfzig Kilometern ist es gleichgültig, ob man hier oder dort ist. Es sei denn, man habe ein Liebchen fünfzig Kilometer weit. Aber dann hätte der Mann anders „Bahnhof" gesagt, leicht, elegant, hoffnungsfreudig, beschwingt hätte er gerufen: „Ich möchte gern zum Bahnhof", oder so ähnlich. Ach, der Glückliche. Er fuhr sicherlich nach dem Süden. Ich schloß mich ihm in Gedanken sofort an, hörte eine Lokomotive pfeifen, und guckte aus dem Fenster eines D-Zuges der Menschheit nach, die auf dem Bahnhof bleiben mußte. Die kümmerliche Elektrische war noch nicht einmal bis zur nächsten Haltestelle gekommen, da stand ich schon in Genua, grüßte die Palmen vor dem Bahnhofsplatz, das Columbusdenkmal und den Mond, der es beschien. In sein sanftes Licht schob sich eine Sekunde später die strahlendste Sonne, putzte die ganze Stadt hinweg und hob mich an Bord eines Segelbootes. Die Hand am Mastbaum stand ich da mit dem Blick ins offene Meer. Aber da bekam ich von hinten einen Stoß und wäre beinahe über Bord gefallen. Es ging jedoch gut ab. Ich wurde nur grausam auf die Elektrische zurückbefördert. Gott, die schaukelte schließlich auch wie ein Schiff, und ich hielt mich an der großen Messingstange fest, die durch die Mitte des Hinterperrons geht. Sie glich einem Mastbaum. Ich lächelte blöde vor mich hin und stellte fest, daß der Schaffner wie der Schiffer Beppo aussah, auf dessen Motorboot ich das letzte Mal bei hohem Wellengang die Seekrankheit bekommen hatte. Sollte ich dem Manne hinter mir die Adresse von Beppo mitgeben und ihm einen Gruß bestellen lassen? Ich wollte mich nicht umdrehen. Ich kann Menschen nicht leiden, die zum Bahnhof fahren. Oder ob ich ihm doch Beppos Adresse sage, damit er ihn auch auf die hohe See im Motorboot hinausfahre? Quietsch — da hielt die Elektrische. Ein Mann mit einem nassen Regenschirm stieg ein und stieß mich mit der Spitze gerade zwischen die Augen. Er wollte zu dem Mann hinter mir, wollte ihm offenbar Adieu sagen. Schon rief er: „Wie geht's? Wohin?" — „Bahnhof. — Schwiegermutter abholen!" schallte es zurück.

In diesem Augenblick hörte der Regen auf und sogar die Sonne lachte am Himmel.

*

Von der achten Abendstunde an ist stets ein ganz klein wenig Abenteuerlust in der Straßenbahn. Man fährt nach Hause und sieht es vielen an, daß sie am liebsten gar nicht nach Hause fahren möchten. Sie möchten noch irgend etwas erleben, ein Gefühlchen finden, einen Blick haschen, ein Glas Bier, eine Zigarre, einen Spaziergang. Aber die Elektrische rollt und klirrt erbarmungslos den graden Schienenweg unaufhaltsam entlang. Der Abend wird sein wie hundert Abende vor ihm. Essen, Bett und Schlaf. Wenn man wenigstens zur Stadt hinein führe, ein wenig geputzt, ein wenig festlich, zum Theater oder zum Konzert. Die kleinen Mädchen, die aus den Büros kommen, gucken in die Luft. Man möchte dem Schaffner anstatt der Fahrscheine ein paar Theaterbilletts zum Verteilen geben oder ein paar Liebesbriefchen mit Verabredungen zum Rendezvous. Kleine Ueberraschungen fürs Gemüt, von irgendeinem an irgendwen. Da würde zum Beispiel eine sorgenvolle Mutter ein Billett bekommen, auf dem steht, daß sie zu Hause einen schönen Blumenstrauß und ein halbes Pfund gekochten Schinken vorfände. Ein Familienvater bekäme ein Freibillett auf eine Kiste Zigarren, ein junges Mädchen eine Auswahl von Männern, die geheiratet werden möchten. Aber, aber, ich glaube, man sollte seine Gedanken für sich behalten. Ich habe einmal in Berlin an einem Samstag, als ich mit einer Kiste wunderbarer Kieler Sprotten nach Hause fuhr, einer mir gegenüber sitzenden niedlichen Berliner Arbeiterin die Kiste hingehalten und gefragt: „Wollen Sie eine?", worauf die klassische Antwort erfolgte: „Freß' deine Bücklinge alleene." Dieser Ausspruch hat sich seitdem als allgemeingültig für alle Träume meiner Nächstenliebe erwiesen.

Ein Knigge für Geschiedene.

Eine neue Erscheinung im gesellschaftlichen Leben sind die geschiedenen Ehemänner und Ehefrauen; früher waren sie so selten, daß es sich nicht lohnte, besonders über sie zu reden, heute aber zeigt ein Blick in die Scheidungsstatistik, daß sie mindestens so häufig sind wie in der Ehe lebende Menschen. Für alle anderen Beziehungen zwischen den Menschen, seien sie verwandtschaftlicher oder freundschaftlicher Art, hat sich im Laufe der Jahrhunderte eine Form herausgebildet, nach der sich die meisten Leute, wenn sie nicht Anstoß erregen wollen, richten. Wie aber soll sich der geschiedene Mann oder die geschiedene Frau benehmen, wenn er dem einstigen Ehepartner wieder begegnet? Ein so inniges Verhältnis wie bei einem bekannten Schauspieler, dessen erste Frauen bei dem Kinde einer späteren Pate standen, wird wohl selten herrschen — auch jener Anblick wird zu den Seltenheiten gehören, daß ein Mann, der nach mißglückter Ehe den kühnen Schritt noch einmal wagt, als Bräutigam zwischen seiner einstigen und seiner jetzigen Schwiegermutter bei der Verlobungsgratulationscour auf dem Sofa den Ehrenplatz inne hat, — aber bis zu diesem äußersten Grade inniger Beziehungen ist ja ein weiter Weg, und es gibt hier — wie überall — Zwischenstufen.

Wenn nicht sehr schwerwiegende Gründe vorliegen (etwa daß einer der Ehepartner sich direkt gemeiner Handlungen schuldig gemacht hat), ist es immer angebracht, auch nach der Scheidung die äußere Höflichkeit streng zu wahren. Sich etwa auf der Straße nicht zu grüßen oder den Gruß des anderen zu übersehen, ist unbedingt eine Taktlosigkeit, die von einer gewissen Gefühlsroheit spricht. Wenn man sich zufällig begegnet, ist es viel richtiger, einige freundliche Worte zu wechseln. Man muß doch nicht vergessen, daß einen einst eine starke Sympathie zu diesem Menschen hingezogen hat, auch wenn die Jahre Feindschaft zwischen zweien gebracht haben, die eigentlich ihren Lebensweg gemeinsam zu gehen beschlossen hatten. Wer herzenswarm empfindet, wird dem einstigen Gefährten seine Anteilnahme nie ganz versagen, und selbst wenn man von ihm gekränkt und zurückgesetzt wurde, muß man sich bemühen, über dieses Beleidigtsein hinwegzukommen. Hört man zum Beispiel von einer schweren Erkrankung des einstigen Ehepartners, so ist es durchaus angebracht, sich nach dem Befinden zu erkundigen. Ein Blumengruß wird den Kranken immer erfreuen, besonders wenn er von ein paar teilnahmsvollen Zeilen begleitet ist. Persönliche Besuche

sind dagegen nur dann zu unternehmen, wenn der Kranke den aufrichtigen und sehnsüchtigen Wunsch danach ausspricht. Sonst kann man nie wissen, ob das plötzliche Auftauchen eines einst sehr Nahestehenden nicht verhängnisvolle Aufregung für den Kranken bringt.

Stirbt der einstige Gatte oder die Gattin, so wird in dem überlebenden Teil wohl immer das Gefühl vorherrschen, daß der Tod alles ausgleicht, und man wird geneigt sein, auch die Fehler und Vergehen des Verstorbenen in einem persönlichen Lichte zu sehen. Ja, man kann ruhig sagen, daß am Sarge die alte Liebe noch einmal aufwacht, die ja eigentlich gar nicht tot, sondern nur eingesargt und mit dem Staub des Alltags überdeckt war. Nun aber erhebt sich die Frage, ob man — wie das Herz, einen treibt — dem Begräbnis beiwohnen soll. War der Verstorbene nicht wieder verheiratet, so ist wohl möglich, an der Trauerfeier teilzunehmen, vorausgesetzt daß man sich sehr im Hintergrunde hält, denn die feierliche Handlung darf nicht durch das Aufsehen gestört werden, das das Auftauchen des geschiedenen Mannes oder der geschiedenen Frau macht. Sobald jedoch neue Ehegatten am Sarge trauern, ist es passender, wenn die Geschiedenen fern bleiben. Sie gehören dann eben nicht mehr in den Rahmen hinein. Es bleibt einem nur, durch eine Kranzspende seine Anteilnahme auszudrücken.

Stirbt ein Kind aus einer geschiedenen Ehe, so sollte man die Beerdigung in aller Stille stattfinden lassen, denn es ist wohl selbstverständlich, daß Vater und Mutter anwesend sein möchten, ohne doch bei Freunden, Verwandten und Bekannten Aufsehen erregen zu wollen. Daß der Teil des Ehepaares, bei dem die Kinder leben, bei einer schweren Erkrankung der Kinder dem geschiedenen Teil sofort Mitteilung macht, ist wohl selbstverständliche Herzenspflicht, denn wenn auch äußerlich das Band zerschnitten wurde, bleibt der innere seelische Zusammenhang zwischen Vater oder Mutter und Kind doch immer bestehen. Deshalb sollte der Teil, dem die Kinder zugefallen sind, bei allen Ereignissen im Leben der Kinder den abseits lebenden Vater (oder Mutter) stets teilnehmen lassen, schon in dem Gefühl, daß derjenige, der die Kinder bekommen hat, ungeheuer bevorzugt wurde; wenn z. B. eine Tochter sich verloben will, so sollte sie stets vorher zu der fern von ihr lebenden Mutter (oder dem Vater) gehen und ihr Mitteilung von dem bevorstehenden Ereignis machen, wie sie ihr dann auch sofort den Verlobten zuführen muß. Auch bei der Hochzeit soll das junge Paar — vom Standesamt kommend — den Besuch bei dem fernbleibenmüssenden Elternteil nicht versäumen. Kälte und Härte in diesen Dingen rächen sich oft bitter an denen, die erbarmungslos ein einstiges Familienglied ausstoßen.

Bänkelsängerinnen.

Eine neu Erscheinung.

Bänkelsänger: Sänger, die von einer Bank (Bänkel) zur anderen ziehen und stehend mit Guitarren- oder Mandolinen-Begleitung Räubergeschichten vortragen. Jetzt sehr selten. (Meyers Lexikon.)

Wurde gestern abend vom Regen in ein kleines, niedliches Café verschlagen. Sehr solide. Wirt und Wirtin bedienten selbst. Zehn, zwölf Menschen saßen an den Marmortischen, tranken ihren Kukith-Kaffee, löffelten Kuchen. Vornehm still war's. Keine Musik. Nur das Kichern und Lachen einer Gruppe Schüler und Schülerinnen drang aus einer versteckten Ecke. Primaner-Lieben, denen das Leben noch wie ein Windbeutel mit Schlagsahne erscheint. —

Da betraten, triefend vor Regen, zwei kleine Mädchen das Lokal. Sagten freundlich lächelnd „Guten Abend!" Gingen auf den Wirt zu, der sich am Ofen wärmte und fragten:

„Dürfen wir einen aufspielen?"

Der Konditor sah seine Frau an. Sie machte eine abweisende Miene. Da antwortete er denn bestimmt undlaut:

„Nee, jibt's nich!"

Doch da legte sich ein großer Mann gewichtig ins Mittel. Er war der einzige, der Kognak trank. Sein Stammtisch-Recht erlaubte ihm einen Völkerbundratsredeton und er bestimmte:

„Aber jewiß, spielt nur! Hier ist es sowieso so dodig."

Da packten die beiden Mädels ihre Instrumente aus: eine Geige und eine Gitarre. Sie stimmten, verständigten sich flüsternd, mit Allüren einer Virtuosin vom Range Riele Quellings und legten los.

Sie spielten zuerst einen Marsch. Sehr flott. Immer: dreizehn, vierzehn; dreizehn, vierzehn, so wie Frauen marschieren.

Die kleine Schwarze, die öfter dahin griff auf der Violine, wo es weh tut, hatte einen ausgezeichneten Bogenstrich. Die Gitarren-Blondine, mit von Regen und Kälte beklommenen Fingern, packte tapfer in die Saiten. Es klappte. Die Primaner klatschten, ihre Damen taten chockiert, brüskiert, albern.

Und dann kam das Schönste. Die beiden Bänkelsängerinnen sangen. Ich kenne mich nicht aus in Operettenschlagern, verstand nur die Worte:

„Und als es anfing schön zu werden, da war's vorbei . . ."

Der Wirtin Blicke wanderten von einem zum andern bei diesen Worten. Der Mann mit dem großen Kognak vor sich, schlug mit dem Aschbecher den Takt und nickte aufmunternden Beifall. Die Primaner grinsten, die Mädels an ihrer Seite wurden verlegen, kicherten, stocherten im Kuchen.

Jetzt kamen die Bänkelsängerinnen kassieren. Sie legten viel Anmut ins Nehmen, so daß ich ihnen mein ganzes Honorar für diese Geschichte gab. Hiervon ermuntert, wollten sie noch einen zugeben, aber der Wirtin Geduld war zu Ende. „Nee, nee, nu ist's jenug!" und das sagte sie mit dem Unterton eines anständigen Frau. Da konnte der Mann mit dem Völkerbundratsredeton auch nichts machen.

Gerne hätte ich die Geigerin noch gefragt, wer ihr die falschen Flageolett-Griffe beigebracht habe, aber wer wird mit einer Bänkelsängerin . . . Mädels, die Räubergeschichten vortragen . . .

Otto R. Gervais.

Allerlei Wissen.

Der Martinstag im Goethehaus. In früherer Zeit war es vielfach Brauch, die Kinder am Martinstag durch den „Pelzmärtel oder Sankt Martin mit allerhand guten Dingen zu beschenken. Eine hübsche kindliche Darstellung einer solchen Martinsbescherung gibt uns August von Goethe, der als zehnjähriger Knabe im Jahre 1799 an seinen Vater folgendes berichtete: „Er (Sankt Martin) hat den kleinen Schiller (Schillers Sohn) und mich gleich freigebig beschenkt. Wir bekamen von ihm Aepfel, ein jeder eine Pfefferscheibe, Karl ein Zuckerweibchen und ich ein Zuckermännchen endlich erhielt Karl ein Zuckerstrezelchen, ein Anisbrötchen und einen Wachsstock, ich aber zwei Zuckerstrezel und einen Wachsstock."

Die Martinsgänse in der Schule. In einigen Orten Württembergs fand sich noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein lustiger Martinsbrauch in den Schulen. Die Schüler kauften gemeinschaftlich zwei Gänse und sperrten sie sodann in den Klassenschrank, der im Schulzimmer stand. In dem Augenblick, da nun der Lehrer am Morgen ins Schulzimmer trat, wurden die Schranktüren rasch geöffnet, und unter dem großen Hallo der Jungen und dem noch größeren Geschnatter der Gänse gab es jetzt eine wilde Jagd, bis endlich die Gänse glücklich eingefangen waren, worauf sie dem Lehrer zum Geschenk gemacht wurden. Robert Wiedersheim, der bekannte Anatom, beschreibt in seinen Lebenserinnerungen aufs anschaulichste eine solche lustige Gänsejagd.

Das zweite Händelfest der Deutschen Händel-Gesellschaft, das im Oktober dieses Jahres geplant war, findet erst im Januar 1928 in Kiel statt. Für das dritte deutsche Händelfest ist Händels Geburtsstadt, Halle, vorgesehen.

Fröhliche Ecke.



Humor des Auslandes

Resignation.

„Wissen Sie, wir dürfen auch in der Politik unsern trocknen Humor nicht verlieren!"

„Ja, das ist auch das einzig Trockene bei diesem Wetter!"

(„Le Merle blanc".)

Ein genialer Ausweg. Ein Ire, ein Engländer und ein Schotte sind gemeinsam Eigentümer eines kleinen Geschäftes. Eines Tages wird ein Fehlbetrag in der Kasse festgestellt. Der Engländer schlägt vor, den Kassierer schleunigst an die Luft zu setzen. Dagegen wendet der Schotte ein: „Warten wir doch, bis wir ihm die veruntreute Summe nach und nach von seinem Gehalt abgezogen haben." — „Das wird zu lange dauern," bemerkt der Engländer, „denn das Gehalt ist niedrig, und die Summe ist groß." — Da ruft der Ire triumphierend aus: „Ich hab's! Erhöhen wir ihm das Gehalt."

Probates Mittel. „Nun bin ich mit meinen Nerven so weit 'runter, daß ich seit Wochen schon keen Ooge mehr zumachen kann; was tut man da bloß gäjen?" — „Lernen Sie, wie ich, Boxen, Herr Schnieke! Ich sage Ihnen, als ich die erste Unterrichtsstunde hinter mir hatte, konnte ich drei Tage lang kein Auge aufkriegen."

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.